



KSBB

Kirchliche Sammlung um Bibel und Bekenntnis in Bayern



Rezension zu: Jörg Breitschwerdt: „Theologisch konservativ“ – Studien zu Genese und Anliegen der evangelikalen Bewegung in Deutschland.

Von Harald Seubert

Diese Monographie, ursprünglich eine Tübinger kirchengeschichtliche Dissertation, ist ein großer Wurf. Sie überzeugt durch die Verbindung von hochkompetenter historischer Darstellung und theologischer Urteilskraft, von großen Linien, die die Spaltung zwischen „positiver“, offenbarungsbezogener und „historisch-kritischer“, „moderner“ Theologie“ bis ins 18. Jahrhundert aufweisen und der präzisen Herausarbeitung von Wendepunkten, an denen der theologische Kurs oftmals durch einzelne Einlassungen kippte.

Dabei ist die Darstellung flüssig geschrieben und überaus spannend zu lesen. Die Fülle des Archivmaterials und der gedruckten Zeugnisse bewältigt Breitschwerdt überaus souverän. Dieses Buch ist ein Meilenstein der Forschung und wird für jeden Leser, der sich kompetent mit der Bekenntnisbewegung beschäftigt, künftig unverzichtbar sein. Breitschwerdt zeigt von vorneherein, dass das Schriftprinzip, also die Anerkennung der Bibel als des wahren Wortes Gottes, das wesentliche Unterscheidungskriterium ist. Er arbeitet prägnant und in die Tiefe gehend, die Grundlegung des protestantischen Schriftprinzips in der Auseinandersetzung zwischen Erasmus und Luther heraus und zeigt, wie das Schriftprinzip in der, oftmals viel zu wenig beachteten, Lutherischen Orthodoxie und im Pietismus aufrechterhalten wurde. Erst die Neologen, v.a. Semler, trennen dann im 18. Jahrhundert zwischen „Heiliger Schrift“ und Wort Gottes. Dieser Trennung folgt die weitergehende Aufspaltung zwischen Glaube und geschichtlicher Faktizität („Heilstatsachen“) im Fragmentenstreit zwischen Goeze und Lessing.

In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts kam mit der ‚Leben Jesu‘ von D. F. Strauß eine Position auf, die den historischen Charakter der Evangelien erstmals grundsätzlich in Frage stellte. Nicht philologisch-historische Argumente können aber Strauß‘ folgenreiche Interpretation begründen, in der Jesus zum Typus für die Menschheit wird. Ein philosophischer Ausgangspunkt stellt die Weichen: Die historischen Berichte bleiben Strauß zufolge auf der Ebene der Sinnlichkeit, sie sind Einkleidungen für eine Botschaft, die pneumatisch die Einheit von Gott und Mensch bezeugen soll. Eine solche behauptete Überholbarkeit des Wortes Gottes führt dazu,

dass Jesus Christus nur als verehrungswürdiger Mensch interpretiert wird, als Idealgestalt der Menschheit, wie Feuerbach sagen wird. Strauß, den immerhin Nietzsche als einen „Philister“ zurückwies, stand nicht alleine. Karl Schrader Schrift ‚Der Antipietist‘ (1846/48) flankierte dessen populäres Buch. Sie blieb aber nicht unbeantwortet. Vielmehr schalteten sich kluge orthodox evangelische Stimmen ein, die Strauß und anderen ihre evolutionistischen, fortschrittsorientierten und ihrerseits nicht befragten dogmatischen Prämissen vorhielten. Sollte diese „moderne Theologie“ ‚wissenschaftlich‘ sein? Kirchenpolitisch endete die Auseinandersetzung zwar vorläufig noch mit einem Sieg der konservativen Seite. Doch die historisch-kritische Methode nahm an den Fakultäten immer breiteren Raum ein. Das gängige Vorurteil, dass der Glaube mit der Unwissenheit, die Wissenschaft aber mit der Zurückdrängung oder Relativierung des Glaubens einherging, dominierte in gebildeten Kreisen immer mehr.

Genau zeichnet Breitschwerdt den Apostolikumstreit nach, der sich an der Weigerung des Rothenburger Ortspfarrers Christoph Schrempf 1891 entzündete, das Apostolikum im Gottesdienst sprechen zu lassen. Diese rationalistischen neologischen Abweichungen von Bekenntnis und Magnus Consensus zogen weitere Kreise, sie führten zu Erschütterungen in der christlichen Gemeinde und offenbarten, wie immerhin ein Martin Rade formulierte, eine tiefe Not der Kirche.

Weitere Prominenz gewann die sich formierende „liberale Theologie“ durch die Berufung Adolf von Harnacks nach Berlin und seine einflussreiche Schrift ‚In Sachen des Apostolikum‘ (1892). Harnack ermutigte grundsätzlich die Studenten, die an ihn herantraten, ein neues Bekenntnis zu formulieren; er forderte aber auch zur Ausbildung eines christlichen Sinns auf, den „gereifte und gebildete Theologen“ haben müssten. Die Kenntnis der Symbolik und Dogmengeschichte müsse zu einem abwägenden Verständnis führen, das eigene Zweifel dem Bau von Kirche und Gemeinde unterordne. Im Zentrum stand hier u.a. die strittige Frage der Jungfrauengeburt. Harnacks Schrift sollte ein Wort zur Güte sein. Sie legte allerdings einen durchaus schriftkritischen, „modernen“ Hauptakzent. Deshalb hatte die Laienpetition im Dezember 1893, die eine sechste theologische Professur an der Tübinger Universität aus „positivem Geist“ forderte, durchaus Recht, wenn sie sich auf Harnacks Position bezog.

Mit dem Apostolikumstreit war die Bekenntnisfrage aufgeworfen. Errichtung und Besetzung jenes Tübinger Lehrstuhls mit Adolf Schlatter schufen, wie sich zeigen sollte, in geradezu idealer Weise ein Gegengewicht gegen die liberale, historisch-kritische Richtung. Eine Weichenstellung ging allerdings bereits zuvor von Adolph Zahns hoch engagierten Vorlesungen in Tübingen im Wintersemester 1895/96 aus.

Es war insbesondere der starke Pietismus in Württemberg, der diese Lösung möglich machte.

Eine zweite deutliche Auseinandersetzung um Harnack und die liberale Richtung im Apostolikumstreit erfolgte in Preußen 1892/91 und in der Begründung der rheinisch-westfälischen Bekenntnisvereinigung 1894. Der Weg führte hier zum „Bonner Ferienkurs“ und einer studienbegleitenden geistlichen Arbeit mit Theologiestudenten in Bonn im Folgejahr. Den Weg in eine angemessene Repräsentanz an den Fakultäten fand die schriftgebundene Theologie aber nicht mehr. Umgekehrt wuchs die Distanz zwischen den Gemeinden und der akademischen Theologie. Diese Differenz bildete künftig den eigentlichen „garstigen breiten Graben“. Die Situation an den Fakultäten hatte sich grundlegend gewandelt: Wurde einem Strauß in der ersten Hälfte des Jahrhunderts noch der Weg ins ordentliche theologische Lehramt verwehrt, so hatte die liberale Ritschlsche Schule zum Jahrhundertende bereits einen starken Einfluss.

Breitschwerdt nimmt die Argumentation der konservativen, gläubigen Seite auch in ihrer systematischen Substanz so ernst, wie sie es verdient. *Ekklesiologisch* wandten die ‚Konservativen‘ ein, dass die „neue Theologie“ den ‚Magnus consensus‘ verlasse und daher häretisch sei; *kybernetisch* wog das Argument der Kirchenspaltung schwer. Die Kirche werde zum bloßen Sprechsaal, wobei nach altkirchlichem Muster die „neuen Lehrer“ die eigentlichen Häretiker seien, nicht die protestierenden Altgläubigen. *Dogmatisch* wurde insbesondere die Leugnung der Heilstatsachen, auf die die Dogmenbindung begründet werden muss, kritisiert. Besonders beachtenswert ist der *wissenschaftstheoretische* Einwand, dass eine nur menschliche Methodik den kanonischen Texten Alten und Neuen Testaments per se nicht gerecht werden könne. Die bereits von Schrempf geforderte grundsätzliche Klärung blieb aus. Dies führt bis heute zu einem Ausweichen ins administrative und juristische Feld. Die beiden Fraktionen in Kirche und Theologie stellten sich Ende des 19. Jahrhunderts weitgehend paritätisch dar.

Zu Recht bemerkt Breitschwerdt, dass durch die ‚Dialektische Theologie‘ und die Wort Gottes-Theologie Karl Barths in den zwanziger Jahren die Differenz um die „moderne Theologie“ zunächst in den Hintergrund trat. Die theologischen Trennungslinien kamen aber im 20. Jahrhunderts im Umkreis von Bultmanns Entmythologisierung wieder auf. Diese Kontinuität stellte, was ein schöner Fund ist, die Tochter von Adolf von Harnack, die Frauenrechtlerin Agnes von Zahn-Harnack in einem Vortrag 1950 ausdrücklich fest.

Bultmanns Alpirsbacher Vortrag aus dem Jahr 1941, die Magna Charta der Entmythologisierung, wirkte dadurch besonders irritierend und verstörend, dass er mitten in die Auseinandersetzungen der Bekennenden Kirche traf. Hans Asmussen machte seine Einwände in unmittelbarem Briefkontakt mit Bultmann mit eindrucksvollen Worten deutlich: „Wir Christen in Berlin leben aus den Wundern Gottes, die er nach Art der Wunder in der Zeit seiner Fleischwerdung unter uns tut. Wir erleben von Gott, dass er uns von der Herrschaft solcher Dämonen bewahre, wie Christus sie einst austrieb“.

Obwohl Bultmanns politische Haltung gegenüber dem NS weitgehend tadellos war, zeigt Breitschwerdt in sehr innovativer Weise die starken Affinitäten, die Bultmann mit dem Chefideologen der NSDAP, Alfred Rosenberg und seinem ‚Mythus des 20. Jahrhunderts‘ aufweist: Beide lehnen sie das ‚Weltbild‘ des Neuen Testaments als vergangen und dem „modernen Menschen“ nicht zugänglich ab. Jungfrauengeburt, Himmel- und Höllenfahrt, einen von Dämonen beseelten Kosmos, von dem das Neue Testament spricht, begreift Bultmann als „erledigt“.

Die Konsequenzen zwischen dem NS-Ideologen und dem Theologen wichen voneinander ab. Während Rosenberg mit seiner Kritik die Kirche grundsätzlich delegitimieren und zerstören wollte, verfolgte Bultmann das Programm einer existenzialen Neufundierung. Dass er sich damit primär auf die Philosophie Martin Heideggers stützte, deren Eignung zu einer theologischen Grundlegung ihr Urheber ausdrücklich in Abrede stellte, ist eine Ironie der Geschichte, die Breitschwerdt streift, die aber weitere Beachtung verdiente Immerhin stellte Heidegger fest, als er in Tübingen eine späte Vorlesung Adolf Schlatters hörte: „Das ist Theologie!“

Bultmann wirkte, wie Breitschwerdt ohne Übertreibung feststellt, als eine Art Sprengstoff in der Bekennenden Kirche. Wie Zeitzeugnisse eindrücklich zeigen, suchten junge Pfarrer den Briefwechsel und das Gespräch mit ihm.

Bultmanns Entmythologisierungsprogramm beeinflusste, wie man weiß, die neutestamentliche Wissenschaft ebenso wie die auf ihr beruhende Dogmatik. Exponierte Bultmannschüler wie Ernst Fuchs in Tübingen, später Marburg, und Wilhelm Marxsen in Bonn trugen zur Verunsicherung von Gemeinden und konservativen ‚Laien‘ bei. Die Auseinandersetzungen setzten sich vor allem in Württemberg fort. Hervorzuheben ist das Flugblatt ‚Es geht um die Bibel!‘ 1951/52, die dagegen polemisierende Tübinger Fakultätsdenkschrift im Jahr 1952.

Die gezielte Koordination des Gnadauer Verbandes ist eine Frucht der Entmythologisierungs-Debatte. Ein weiterer wichtiger Ertrag ist die Begründung der Ludwig Hofacker-Gesellschaft unter Fritz Grünzweig 1964, in der sich der

Württembergische Pietismus sammeln konnte. Noch aufschlussreicher ist der erneute Blick nach Westfalen, insbesondere nach Bethel: an dieser Hochschule wurde die biblische Position von Hellmuth Frey zunehmend marginalisiert. Eine, zumindest „gemäßigte“ Bibelkritik wurde, auch gegen erheblichen Protest von Friedrich Bodelschwingh III. in Bethel zunehmend zur Mehrheitspositionen. Es ist nicht verwunderlich, dass sich auch fromme Gemeinden nun zunehmend mit einer Pfarrergeneration konfrontiert, die ihre Prägungen durch die historisch-kritische Exegese gewannen.

Breitschwerdts Darstellung endet vor gut fünfzig Jahren, mit der Bekenntnisbewegung „Kein anderes Evangelium“ und der legendären Dortmunder Bekenntnisversammlung im März 1966. Hier und im Gnadauer Verband zeigte sich, bei manchen internen Differenzen, die Stärke jener Bekenntnisbewegung, die an dem einen Evangelium festhielt. Mit der Konferenz Bekennender Gemeinschaften erhielt die Bekenntnisbewegung eine weitere Stabilisierung, die, wie Breitschwerdt darlegt, zur Entstehung von Parallelstrukturen beitrug (Kirchentage, Ausbildungsstätten).

Obwohl zwischen der Bekenntnisbewegung des 19. und jener des 20. Jahrhunderts auch Diskontinuitäten bestehen, kann man als die eigentliche und wesentliche Grundunterscheidung zwischen „konservativer“ und „moderner Theologie“ die Verhältnisbestimmung von Geschichte und Glaube verstehen. Konservative Theologie nimmt den „garstigen breiten Graben“ nicht hin. Sie macht deshalb auch nicht ihren Frieden mit einem ‚Christentum‘, das nicht mehr auf die Kontinuität von Schrift und Bekenntnis begründet ist. Nur wenn man die mehr als hundertjährige Genese der Bekenntnisbewegung in der Weite und Tiefe studiert, die Breitschwerdt wieder ins Bewusstsein ruft, wird deutlich, dass es hier tatsächlich um eine Frage des ‚Entweder-Oder‘ geht, die sich auch in der heutigen Bekenntnislage unvermindert stellt:

Der zentrale Begriff der ‚Heilstatsachen‘, der Begründung der göttlichen Offenbarung auf ein Geschehen-Sein in Raum und Zeit zeichnet einen theologischen Konservatismus aus, der deshalb die Vorurteile des Aufklärungszeitalters seinerseits in Frage stellt. Wird diese Position reflektiert, entschieden und mit geschichtlicher Kenntnis vertreten, so müssen auch Kategorien wie der Glaube des Theologen und die Ausformungen einer ‚Theologia regenitorum‘ eine wesentliche Rolle spielen. Mit den Stereotypen ‚moderner Theologie‘, wie der Unterscheidung zwischen Wort Gottes und Heiliger Schrift (einem „Kanon im Kanon“ wird sich konservative Theologie nicht abfinden können, ebenso wenig wie mit den vermeintlichen Standards der Pentateuch-Kritik, die sich durchaus in Frage stellen lassen. Ältere

Arbeiten von Samuel Külling und jüngere Beiträge von Benjamin Kilchör zeigen dies eindrucksvoll. Bei allen Verdiensten gelang es aber der Bekenntnisbewegung, nach Breitschwerdts begründetem Urteil nicht, eine Schrifthermeneutik zu entfalten, die die erforderliche Verbindlichkeit aufwies.

Die noch ungewohnte Redeweise „theologisch konservativ“, die Breitschwerdt am Ende seines Buches ideengeschichtlich hervorragend begründet, ist sehr gut geeignet, die Grundlinien einer Schrift begründeten Theologie in den vergangenen 150 Jahren einzulösen.

Die deutsche und kontinentaleuropäische Konstellation ist eben keineswegs mit dem viel zu undifferenzierten Begriff des „Evangelikalen“ getroffen. In der theologischen Begründung kann es um nicht weniger gehen als um eine Kritik an den Dogmen und Weltanschauungen, die aus dem Aufklärungszeitalter unbedacht in die Theologie übernommen werden. Es geht mithin in starkem Sinn um „Alternativen zur Säkularisierung“. Ist doch der Konservatismus selbst, wie die Arbeiten von Panajotis Kondylis und anderen gezeigt haben, eine Reaktion auf das Ende Alteuropas durch die ‚Entzauberung der Welt‘ und die Französische Revolution. Nur wenn man diese Weichenstellungen in ihrer ganzen Tragweite durchschaut und ihnen wohlbegründet widerspricht, besteht die Chance, Theologie und Kirche auf ein festes Fundament zu gründen. Breitschwerdts herausragendes Buch bietet dazu viel Stoff und Deutungsansätze, die weitergeführt werden sollten. Es bildet allen „theologisch Konservativen“ aber auch Anschauungsmaterial für die Zukunft, die sich nur aus einer Theologie gewinnen lässt, die sich dem wahren Wort Gottes im Licht des Heiligen Geistes nähert.

Erstveröffentlichung: Harald Seubert, Rezension zu Jörg Breitschwerdt: „Theologisch konservativ“ – Studien zu Genese und Anliegen der evangelikalen Bewegung in Deutschland, in: Diakrisis – Geistliche Orientierung für bekennende Christen, 40. Jahrgang, Nr. 3, Logos Editions Ansbach 2019